

Zu Be-Heimat bei Franz Hohler

Autor(en): **Schriber, Susanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **30 (1988)**

Heft 6: **Heimat-Los**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157682>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zu Be-Heimat bei Franz Hohler

Der Pendenzenberg war zu hoch, als dass der Schriftsteller, Franz Hohler, Zeit und Energie gefunden hätte, für uns einen Artikel zu schreiben. Dafür war er bereit, sich in einem Gespräch Gedanken über gesunde und kranke Teile des Heimatbegriffes zu machen.

Eines sei gleich zu anfang an verraten: Der märchenhafte Steintreppen-Aufgang, das Kleffen eines Hundes nach meinem Klingeln, der freundliche und offene Empfang durch Frau Hohler, das Farbenspiel der Glasfenster im grosszügigen Treppenhaus, das Auftauchen von Franz Hohler, aus schelmisch, vitalen Augen grüssend, die brennende Kerze und das Kaffeetablett im Arbeitszimmer, dies alles hätte eigentlich ein Gespräch zum Thema «Heimat» erübrigt, wenn da nicht der Wunsch gewesen wäre, zu erfahren, was Franz Hohler über Heimat denkt. Franz Hohler formulierte bedächtig, grübelnd, oft mit langen Denkpausen, die ich kaum zu unterbrechen wagte, manchmal sang er mit seiner mächtigen Stimme, oft war er mit den bruchstückhaften Gedankengängen nicht zufrieden. So sind die folgenden Gedanken als Skizze zu verstehen, als spontane Assoziationen, die ich nicht

vollkommen wörtlich, doch möglichst sinngemäss wiedergebe.

... Kürzlich bin ich mit Kolleginnen und Kollegen von Winterthur nach Zürich via Autobahn zurückgekehrt. Ja, ich bin schon vor Jahren auf die öffentlichen Verkehrsmittel umgestiegen, weil mir dabei einfach wohler ist, was aber nicht heisst, dass ich kein Auto mehr anrühren würde. Bei dieser Rückreise also fährt man am Zentrum Glatt vorbei, sieht das Fernheizwerk, die Kehrlichtverbrennungsanstalt, die Lärmschutzwände. Und gerade bei diesem Anblick rief ich spontan aus: «Luegit, mir chömid i öiseri Heimat!» Gleichzeitig dachte ich, was es wohl für unsere Kinder bedeuten möge, ihre Heimaten anhand solcher Signete zu erkennen und wie sich solche Silhouetten wohl auf unser Lebensgefühl auswirke. Diese Autobahneinfahrt ist Wahnsinn und viele Zufahrten in die Heimortorte können schrecklich sein, so dass ich mich frage, ob es angesichts solcher Silhouetten überhaupt berechtigt sei, den Begriff «Heimat» zu gebrauchen. Tatsächlich aber ist unsere Welt jene der Kehrlichtverbrennungsanstalten. Sie haben grössere Dimensionen als Kathedralen, sind zumindest in unserer Alltagsbewältigung bedeutungsvoller als jene, sowohl Ausmass, Inhalt und Gewicht betreffend.

Fahre ich mit dem Zug in Bern ein, so erkenne ich als Heimat-Symbol das Münster. Ich weiss, dass dieses Bild meinem Klischeedenken unterliegt, und doch fällt es mir leichter, diesen Anblick gerne zu haben, mich heimatisch zu fühlen. Gleichzeitig aber ist da das Wissen, dass auch in der Berner Altstadt die Wohnungen hinaufsaniert werden und damit die Altstadt immer weniger ein menschenwürdiger Schlupfwinkel wird. Es ist also gefährlich zu denken, in einem Städtchen, das den Wacker-Preis erhielt, sei es mit der Heimat besser bestellt. Solches aber ist die Krankheit des Heimat-Begriffes. Wir müssen uns klar werden, dass es die Heimat, im Berner Münster symbolisiert, nicht mehr gibt. Diese Heimat wird immer mehr zur Lüge. Unsere Welt ist dagegen wesentlich eine Welt der Kehrlichtverbrennungsanlagen und der Untertunnelungen. Zwischen diesen Horrorbühnenbildern müssen wir uns ansiedeln und bemühen wir uns, unser Leben menschenwürdig zu gestalten...

... Wenn ich einmal diese Gespensterbahnsignete passiert habe und im Innern Zürichs bin, so fühle ich mich wohl. Mit Heimat verbinde ich ein Gefühl des sich Zuhause-Fühlens. Im Wort Heimat ist ja «Heim» enthalten, also ein Ort, in dem ich mich heimisch

fühle. Dabei sind für mich die wichtigsten und gesundesten Teile des Heimatbegriffes die Menschen: Menschen, über die engsten Familienbeziehungen hinaus, die ich mag. Leute, auf die ich mich freue, sie wiederzusehen. Deshalb auch fühle ich mich in Zürich wirklich zuhause, weil ich im Quartier und in der Stadt immer mir bekannte Leute antreffe. In den letzten zehn Jahren, in denen ich hier in Oerlikon wohne, stelle ich fest, dass es mir immer wichtiger wurde, wirklich auch hier zu leben, in Kontakt mit den Menschen und der Umgebung zu stehen, das Quartier, die Stadt als Lebensraum zu verstehen. Diesen Sommer organisierte ich ein Fest in dieser Strasse. Es war für uns alle ein Erlebnis, sich in dieser veränderten Atmosphäre zu treffen, die fürs Fest gesperrte Strasse neu zu erleben: Hier wohnen wir, diese Strasse ist auch für ein Fest gut, hier kann auch gegessen, getanzt und musiziert werden. Heimat verbindet eine Örtlichkeit mit Beziehungen zu Menschen. Das braucht nicht als Flucht aus einer entfremdeten Welt verstanden zu werden. Wer ein Zugehörigkeitsgefühl zu Menschen hat, hat ein Stück Heimat, und dies wiederum kann Mut geben, für einen weiteren Heimatbegriff zu kämpfen. Beispielsweise für eine Heimat, in der Menschen, die durch ihre Ge-

schichte, ihr Schicksal oder ihre soziale Lage weniger glücklich sind, sich weniger zu Hause fühlen können. Dies betrifft nicht nur Flüchtlinge, sondern auch Menschen in unserem Lande, die aufgrund ihrer Geschichte benachteiligt sind oder etwa in Armut leben und unseren Wohlstandsnormen nicht entsprechen können. Wer also Heimat durch Menschen gefunden hat, kann sich verpflichtet fühlen, sich für einen grösseren Heimat-Rahmen einzusetzen. Möglich, dass diese sich einsetzende Menschengruppe eine Minderheit ist, doch was heisst schon Minderheit? Einige tausend gleichgesinnte Menschen vor sich zu sehen, ich habe dies erlebt, das ist eindrücklich, lässt den Heimatbegriff über andere neu definieren und lässt das Wissen zu: Wir sind viele, es gibt zahlreiche Menschen, die ihr Unbehagen gegenüber den gängigen Kanälen zum Ausdruck bringen. Es sind Menschen, die sich für diese Welt einsetzen. Heimat besteht für mich also zu einem grossen Teil aus den Menschen, mit denen ich zusammenlebe. Es ist mir eine Selbstverständlichkeit, dass es den Heimat-Begriff aus Berner Münster bestehend nicht mehr gibt. Allenfalls existiert er in den Vorstellungen und möglicherweise als Wunschbild tief unten in jedem von uns. Auch ich mag solche idyllischen

Bilder, aber gleichzeitig werden sie von der Erkenntnis sabotiert, dass es *diese Welt* längst nicht mehr gibt. «S' Schwyzli mi Heimat... Es Ländli vo Lüüt...», nur schon diese niedlichen Verkleinerungen, wo unser Land gigantische Wirtschaftsbeziehungen knüpft. Aus Jödlern werden leicht Bluet und Bödeler. Die verzweifelte Suche nach diesen Idyllen oder das Bemühen, solchen zu entsprechen,

Heimat

Weil er
das Fliegen
nicht mehr brauchte
während Tausenden von Jahren
– so sehr war er
im Moor zu Hause –
weil er
das Fliegen
also nicht mehr brauchte
bildete er ganz allmählich
seine Flügel
zurück
der Warzenbeisser
auf zwei Drittel
der tauglichen Grösse.

Pech für ihn
müsste er einmal
wirklich weg.

*(Gedicht zum Hochmoor von Rothenturm)
Franz Hohler: Vierzig vorbei,
Darmstadt (Luchterhand Literaturverlag)
1988^c, S. 66*

führt zur Verleugnung der Realität und zur Furcht vor dem Fremden, das als Bedrohung der vermeintlichen Idylle erlebt wird. Hier schlägt der Begriff ins Verhängnisvolle um. Wir sind längst nicht mehr charakterisiert durch unsere Urschweizer und Kappelleli, sondern geprägt durch die weltweiten finanziellen Verknüpfungen und die Kanäle, die wir grenzenlos geöffnet haben, um unseren Wohlstand zu sichern, womit aber nicht nur der Wohlstand zurückfließt, sondern auch die in aller Welt ausgelösten Probleme. Der Graben zwischen Vorstellung und Realität ist immens geworden. Es existieren Welten, von denen wir nicht mehr realisieren, wie mächtig sie sind und wie sehr sie unsere Heimatresten bedrohen...

Gefühl

In unserem Lande
komme ich mir manchmal vor
als sei schon lange
ein Alarm im Gange
und alle meinen
man läute bloss
den Sonntag ein.

*Franz Hohler: Vierzig vorbei,
Darmstadt (Luchterhand Literaturverlag)
1988², S. 47*

... Als ich als 20-Jähriger per Autostopp auf Reisen war, hing ich immer ein Schweizer Fähnchen raus, im «naiven» Denken, wir Schweizer seien so «gäbig, harmlos, friedlich, lieb und nett», wie es in dem sehr zutreffenden Lied von Fritz Widmer heisst. Ich glaube kaum, dass mein ältester Sohn nur schon auf die Idee käme, ein Schweizer Kreuz rauszuhängen, in der Annahme, man wisse gleich, dass er zu den «Guten» zähle. Die einfache Gleichung «Schweiz gleich gut» gilt nicht mehr, diese Erkenntnis dürfte sich gerade in der Dritten Welt durchgesetzt haben. Der Begriff «Die andere Schweiz» hat sich breitgemacht. Wer kritisch im Leben steht, stellt fest, dass es in der Welt kaum eine Schweinerei gibt, bei der nicht irgendwie die Schweiz mitbeteiligt ist, obwohl «sy alli so nett», alles ist legal, entspricht unseren geltenden Regelungen. Wir schaffen uns eine Legalität, die für so und so viele Menschen vernichtend ist. Dies alles macht es dann einem schwer, Tränen in den Augen zu haben, wenn die Landeshymne erklingt oder Günthör eine Medaille umgehängt bekommt. Hier liegt also die Schwierigkeit, sich freudig mit dem Ganzen zu identifizieren. Wir hätten gerne eine Schweiz, die nicht mit Fluchtgeldern identifiziert werden muss, und die nicht sinnlose Riesen-



projekte in Entwicklungsländern unterstützt, von denen letztlich wir profitieren. Heimat ist also ein belasteter Begriff, den ich zu umgehen versuche, gleich einer Slalomfahrt im ständigen Bemühen, nur nicht die Stange zu berühren, die Stange mit dem Fähnchen. Allenfalls kommt im Gebrauch des «wir» zum Ausdruck, dass ich mich zu einem Ganzen zähle, «wir sind Schweizer und Schweizerinnen, aber...», und dieses «aber» bekommt eine immer grössere Bedeutung. Der Begriff «Heimat» wurde auch immer wieder vereinfacht. Eigentlich müssen wir gegen diese unzulässige Vereinfachung ankämpfen. Eine Ver-

zerrung des Heimatbegriffes ist beispielsweise die Formel «Heimat gleich Schlacht bei Sempach». Gerade 1939-45 haben solche enorme Vereinfachungen in unserem Geschichtsbild stattgefunden, und es braucht Zeit, solche Verfälschungen zu demontieren. An solchen frisierten, vereinfachten Geschichtsbildern lässt sich kratzen, das bewiesen beispielsweise Bonjour und Meienberg, um hinter der offiziellen Schweiz, die Substanz, die andere Schweiz zu entdecken...

... Alle Schweizerinnen und Schweizer haben ihr rotes Büchlein, in dem der vielsagende, bedeutungsvolle

Satz steht: «Der Inhaber dieses Passes ist Schweizer Bürger und kann jederzeit in die Schweiz zurückkehren.» Dies ist eigentlich die Aussage, die Eltern ihren Kindern mitgeben sollten: «Was immer geschieht, Du kannst jederzeit zurückkehren.» Ein gewaltiger Satz also, wenn ich daran denke, dass es Leute gibt, die aus ihrem Lande ausgewiesen wurden, Rolf Biermann zum Beispiel, ein Freund von mir. Ein Privileg tragen wir mit uns herum, in dem gleichzeitig eine tiefe Tragik liegt, nämlich für jene, die diese Sicherheit nicht haben und sich erhoffen, bei uns diesen Rückhalt und eine Heimat zu finden, denn oft wird ihnen dieser Wunsch verbaut. Der Satz oder das rote Büchlein erhält somit auch etwas unheimlich Exklusives und verleiht uns den Nimbus eines geradezu elitären Clubs....

Und hier kam wieder dieses eindringliche abrupt abbrechende Lachen von Franz Hohler, das – so meine ich – immer dann auftauchte, wenn Zwiespältigkeiten, Widersprüche, Verstrickungen, Verlegenheit, Ausweglosigkeit nicht mit Worten zu lösen waren. Franz Hohler zeigte mir zum Abschluss unseres Gesprächs nochmals seinen Fensterausblick: Gestaffelt – und dies entspreche auch unserer Entwicklung und Gewichtung der

Lebensformen, was sich auch im Geldwert ablesen liesse – Bäume, eine alte Häuserfront, Fernsehantennen, zwei protzige Betonklötze, das Hotel International und ein Migros-Bau. «Ich mag diesen Ausblick. Hier steckt viel von der Auseinandersetzung mit der Welt drin. Zu allen Schichten habe ich eine Beziehung. Wenn's dort oben brennt, so brennt's auch bei mir.»

Franz Hohler suchte mir noch zwei Literaturstellen heraus, sang nochmals Fritz Widmers Lied und begleitete mich die zahlreichen Stufen hinunter, zeigte mir einen Gartenweg ohne Treppen. Ja dachte ich, nur schade, dass dieses behindertengerechte Bauen oft an Heimeligkeit einbüsst. Im Tram belausche ich etwa vier-, fünfjährige Kinder, die sich in österreichischem Dialekt über den Strassenverkehr unterhalten, und denke dabei, dass Sprache und Heimat eng verknüpft sind, nicht nur der Klang der Sprache an sich, sondern auch das Wozu wir sie einsetzen, welche Welten wir damit beschreiben. Und noch einmal ist mir einerseits kulturgeschichtlich völlig klar, zutiefst aber unverständlich und auch einer vereinfachten Polarisierung gleichkommend, dass es da heisst: Muttersprache und Vaterland.

Susanne Schriber